

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 302.

Dienstag, 28. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(19. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirokauer.

Er grübelte, was er jetzt wagen sollte. „Hinter die Bühne würde ich gehen“, entschied er nicht allzu verwegen.

„Hinter die Bühne gehen!“

„Das war eine Idee! Sie wurde zur fixen. Sie ließ ihren Erzeuger nicht mehr aus ihrer bestirrenden Gewalt.“

Hinter die Bühne gehen!

Aber wenn es Elinor war — es war Elinor — er war doch nicht geisteschwach — er litt doch Gott sei Dank nicht an Marasmus — wenn es Elinor war, die hier unter einem Pseudonym auftrat — vielleicht aber auch Juana de Queiro ihr wirklicher Name und Elinor Mall nur ihr nom de guerre für ihren eigenartigen Nebenberuf, ihren Krieg mit der Gesellschaft und den Gezeiten — ja, wenn es Elinor war — es war Elinor! — eben dieser Blid war wieder ein Fanal des Einverständnisses mit ihm — wunderbare Stimme hatte sie, dieses göttergleiche Wesen — dann brauchte er ja morgen nur in das Theaterbureau zu gehen und ihre — Juanas Adresse zu erfragen. Jetzt konnte er sie ja nicht wieder aus seinem Leben verlieren. Diesen Monat trat sie ohne Frage jeden Abend hier auf. Varietés-Engagements laufen monatlich oder doch halbmonatlich. Und heute war erst der Fünfte. Er brauchte also nicht hinter die Bühne zu gehen. Nein, unbedingt nötig war es nicht.

Aber Robert Brook wollte hinter die Bühne gehen. Er wollte sie sehen und sprechen. Auch wenn es vielleicht nicht unbedingt erforderlich war, um sie nicht wieder zu verlieren. Zwischen gleich und morgen lag eine lange, dunkle, unsichere Nacht. Viele Stunden. Endlose Stunden ohne sie.

Ihm graute vor diesen leeren, öden Stunden bis morgen. Ohne sie! Und dann? Was konnte bis morgen alles geschehen! Florence konnte wiederkehren. Will hoot arbeitete ja mit seinen Mannen. Wenn er sie fand, befreite, morgen früh im Triumph heimbrachte. Was dann? Konnte er dann gleich davonlaufen zur Alhambra und nach Juana de Queiros Adresse fragen? So etwas tat kein zartfühlender Bräutigam. Seine Gedanken schweiften ab. Er lächelte zynisch.

Er dachte an den Polizeimann, der mit einer Kohorte von Spürnasen New York durchschnüffelte, eine Spur von Florence zu finden. Und da in aller Öffentlichkeit — unter den Augen der Polizei — sang Elinor, die Seele der Bande, spanische Volkslieder. Im Grunde zum Totlachen.

Wieder klatschten sie wie besessen. Das zweite Lied mit seinem faden Schmiß und nervigen Rhythmus war den Massen noch hitziger ins Blut gefahren als das erste. Sie lohten. Sie fühlten in sich die Bravour, die Verwegenheit, das kühne Abenteuer dieses alt-spanischen Liebesliedes. Sie schwelgten in Bewunderung ihrer selbst, ihres Mutes und ihrer Herzensmöglichkeiten. Und jubelten ihrer ungeliebten Romantik der Sinne zu in der Sängerin.

Da erhob sich Robert.

Eine wortlose Frage stand auf des alten Ronalds breitem, runden Gesicht.

„Ich gehe hinter die Bühne“, erklärte Bob möglichst sachlich, „damit ich sie nach dem letzten Liede abfasse.“

„Ben?“

„Elinor.“

„Nach‘ dich nicht lächerlich“, grunzte der Schwiegervater.

„Du zweifelst noch immer?“ bedauerte Bob so milde, daß kein Zweifel an seinem Mitleid mit der geistigen Unzulänglichkeit des alten Herrn blieb.

„Zweifeln? Nein.“

„Du hast sie auch erkannt?“

Es klang doch wie beglückte Genugtuung über fremde Zustimmung.

„Du siehst Gespenster, mein Sohn“, wehklagte der Greis.

Da ging Bobs Ungeduld mit ihm durch.

„Ob du sie erkennst oder nicht, ist mir gleichgültig“, rief er ungezogen. „Ich jedenfalls erkenne sie. Und ich bin nicht gesonnen, den groben Fehler, den du begangen hast, als du sie entspringen ließest, noch zu vergrößern. Ich kenne meine Pflicht. Ich gehe dieses Mädchen stellen und fassen.“

Damit schlüpfte er aus der Loge.

Jeremia blieb nichts übrig, als sich dem Rächer seines Kindes anzuschließen. Doch ein schadensfrohes Lächeln lag um seinen alten Mund, während er dem Schwiegervater folgte.

Das würde eine lustige Szene der Irrungen geben — hinter der Bühne.

XVIII.

Bis Robert Brook sich durch die mannigfachen Bedrängnisse eines Kulissenpüßers hindurchgewunden hatte — den molant grinsenden Schwiegervater in seinem Kielwasser —, war der Vorhang über dem letzten Beifall gesunken, der hoch und heiß aufgischte wie ein Geißer.

Im Bühnengang traf der atemlose, junge Mann die Sängerin, trat ihr in den Weg, wollte sie ansprechen. Doch sie blickte ihn kalt und verwundert an, eilte an ihm vorüber und entschwand in der Richtung der Damen-garderoben.

In diesem Augenblick kopfscheuer Verwirrung ereilte Ronald den hastigen Eidam.

„Na“, blähte er sich, „wer hat nun recht? Oder glaubst du, deine kleine Freundin würde dich so glorios schneiden?“

Bob war wieder einmal, wie so oft im Verlauf dieser Begebenheiten, erstarrt.

„Also — komm“, mahnte Jeremia, „wir stehen hier im Wege.“

Eine Schar herkulischer Gestalten drängte sich an ihnen vorüber — die drei Brüder Benett in ihren noch nie dagewesenen Leistungen am schwebenden Trapez.

„Das ist nicht möglich“, flüsterte Bob.

„Was? Vernunft anzunehmen?“ forschte der Alte.

Broof überhörte diese etwas spitze Bemerkung seines Verwandten. „Es ist eine List!“ rief er erleuchtet. „Jeremia, den das Abenteuer mehr als billig belustigte, lachte ungeniert heraus.“

„Du hättest Kriminalist studieren sollen, mein Sohn. Du hast Talent. Eine List. Gottvoll!“

Bob blickte den frohgemuten Greis entrüstet an. „Für einen Vater, der heute sein einziges Kind verloren hat, finde ich dich ungewöhnlich gut ausgelegt“, tadelte er würdevoll. „Mir jedenfalls ist nicht so heiter zumute.“

„Du hast recht“, lenkte der Alte betreten ein. „Verzeih, daß ich deine Gefühle verletzt habe. Deine Verwechslung war nur so drollig. Dabei vergaß ich, daß sie nur erwachsen ist aus deinem heftigen Verlangen, Florence wiederzufinden.“

Bob sah ihn unsicher an. Doch er erkannte, Ernst sprach aus dem alten Jeremia, nicht Hohn.

„Selbstverständlich“, nickte er bedrückt. „Doch nun komm“, drängte Ronald milde, „hebt hast du dich ja überzeugt.“

Robert stand unschlüssig. Er hatte sich — aller Vernunft zum Trost — durchaus noch nicht überzeugt. Eine List des Mädchens schien ihm weit einleuchtender als diese stupende Ähnlichkeit. Und ihre erkennenden Blicke? Solltest auch die eine optische Täuschung gewesen sein?

Er stand ratlos. Da trat ein Mann — offenbar der Inspizient — auf die Herren zu. „Fremden ist der Zutritt zum Bühnenraum verboten“, sagte er höflich, aber sehr bestimmt.

„Wir gehen schon“, entschuldigte Ronald ihr eigenmächtiges Eindringen.

„Sagen Sie“, hob Bob verloren an, „seit wann tritt Miß Elmor — ich meine Miß Juana de Queiro — hier auf?“

„Seit dem Ersten“, antwortete der Inspizient. „Aber es ist durchaus unstatthaft, hierher zu kommen, um Fragen zu stellen, die jede Anschlagäule Ihnen beantworten kann.“

„Komm doch!“ trieb Jeremia. „Sagen Sie —“ begann Broof hartnäckig von neuem — „ist es wohl möglich, Miß Juana de Queiro einen Augenblick zu sprechen?“

Ronald schüttelte fassungslos den kahlen Schädel. „Ganz unmöglich. Sie empfängt niemand.“

Bob fingerte in der rechten Hosentasche und brachte ein Bündel Dollarnoten ans Rampenlicht.

„Versuchen Sie es“, bat er, häufte die Scheine dem Manne in die arglose Faust und legte seine Visitenkarte als Krönung auf den kleinen Hügel.

Der Inspizient barg die Scheine umsichtig in seiner rechten Hosentasche, betrachtete sinnend das pergamentene Namensschild und sagte mit wenig hoffnungspendendem Abschlusssatz: „Ich will es versuchen, Herr Broof.“

Er entschwand bedächtigen Schrittes im Garderobengang der weiblichen Künstler.

„Ich begreife dich nicht“, zürnte Jeremia. „Eiservolle Liebe ist gewiß etwas sehr Schönes. Aber hier scheint sie mir auf Irrwegen.“

Bob blickte ahnungsvoll auf. „Was meinst du damit?“ fragte er scharf. Doch sein Gewissen war recht schartig.

Unschuldig entgegnete der Alte: „Der Eifer, zu dem deine Liebe zu Florence dich treibt, ist gewiß lobenswert und höchst erfreulich für mein Vaterherz. Er ist mir eine Gewähr für eure künftige Ehe. Hier aber führt er dich offenbar zu weit.“

Zu seiner Entlastung ward Broof einer Antwort auf diese naiv vertrauende väterliche Zuersticht durch die Rückkehr des Inspizienten enthoben.

„Miß Juana de Queiro läßt den Herrn bitten“, verkündete er mit einem Anflug lächelnder Überlegenheit ob seiner Überredungskunst.

„Danke“, rief Bob und griff noch einmal spendefroh in die Hosentasche. Und zum Schwiegervater gewandt, fragte er: „Kommst du mit?“

Die Aufforderung klang nicht übermäßig einladend.

Trotzdem erlebte er die Enttäuschung, ein verdrießliches „Natürlich!“ zu hören.

Der Mann geleitete sie zur Garderobentür, klopfte, eine muntere Stimme — wie Silbergloden — rief: „Herein!“ Sie traten ein.

Die Garderobe unterschied sich in nichts von den Stargarderoben in anderen Varietés in anderen Städten andere Weltteile. Das war auch kaum ihre Absicht noch Bestimmung. Auch noch es darin genau so aufdringlich nach Schminke, Puder, Hautausdünstung, verstaubtem Moll wie in anderen Künstlerherrichtungsstätten mit monatlich wechselndem menschlichen und sächlichen Inventar.

Juana saß, schon entkleidet, eingehüllt in einen roten chinesischen Kimono mit weißen züngelnden gestickten Drachen, vor dem Spiegel und schminzte sich mit einer Hasenpfote ab. Im Mundwinkel klemmte eine Zigarette.

Fortsetzung folgt.

Skifahrt.

Schlante spitzgewölbte Bretter gleiten klirrend über die verharrichten Halben. Tannenhänge dunkeln und umwaldden Schneeverwehte winterweiße Weiten, über die sich blaue Schatten breiten.

Abwärts! Abwärts! Bodenlose Räume Reihen laufend dich in tiefe Schlünde. Immer schneller über Dämmergründe Rasen dir entgegen Busch und Bäume Spulhaft, wie Gelbenirrer irrer Träume.

Eisig schneidet Frost die heiße Stirne. Über Schluchten, talgebaunten Schlägen Kollt der Mondball drohend dir entgegen, Wälzt sich knirschend über weiße Firne. Flammend, brausend stürzen die Gestirne ...

Siegfried von Vegejag

Mit Schneeschuhen auf den Einöden Lapplands.

Der deutsche Arzt Dr. Ludwig Kohl veröffentlichte soeben (im Verlag von Strecker und Schröder, Stuttgart) unter dem Titel „Nordlicht und Mitternachtsonne“ ein Buch über seinen Aufenthalt bei den Lapponen, unter denen er im Auftrag der norwegischen Regierung vier Jahre als Arzt gewirkt hat. Auf einsamen Wanderungen und tagelangen Fahrten mit Rentierschlitten, die ihn zu keinen weit entfernt wohnenden Patienten brachten, erschloß sich ihm die herbe nordische Natur in ihrer ganzen Größe und Unberührtheit; auf seinen Stiern durchreist er einförmige „Wälder“, einsame Hochebenen und Gebirgsland und kämpft mit den Unbilden der Witterung, mit Nebel und Schneesturm. Mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung drucken wir nachstehend einen Abschnitt aus dem Buche ab.

Es war eben vier Uhr, als ich, die Stier auf den Schultern, die erste Berglehne wieder hinaufkletterte, um den Heimweg anzutreten.

Einzelne Schneeflocken taumelten durch die Luft, und der Himmel bekam unerwartet einen sadigen, gelbarauen Schein. Dunkig lagen die Höhenzüge im Norden über dem Fjord, während die Landschaft vor mir im Süden und Südosten etwas ungemein Scharfes und Klares hatte. Aber ein schnellender Wind wehte aus Osten und rüttelte an meinen Stiern, je mehr ich die Höhe gewann. Da wachte ich, daß sich heute Finnmarkens Odmarken auf meinem Rückwege von ihrer härtesten Seite zeigen würden.

Rasch wurden meine Bewegungen, weit und hastig, hielten die Stier aus, und nur noch wenige Minuten lag das Land klar und deutlich vor mir, dann zogen Schneebänder Schleier um Berge, Täler und Hügel. Erst wurden die entfernteren Landschaftsteile unsichtbar, dann rückten die näheren und nächsten zu einer einzigen grauen Masse zusammen, und unheimlich rasch war ich jeder Möglichkeit, mich zurückzufinden, beraubt.

In ein paar Atemzügen sammelte solche Schneestürme ihre Kraft. Wie durch Wolken und Nebel ging die weitere Fahrt. Es gibt nur eine Rettung lest, wo jeder Kartengebrauch zwecklos wird: ein guter Kompaß, ein Paar kräftige Beine und ein froher starker Mut.

Zurückkehren in die Hütte des Seelarren? Das hätte ich wohl können. Aber wir alle haben Stunden, in denen uns etwas reizt, was die Vernunft verwirft, und das wir ausführen müssen, als ob es zu unserem Leben notwendig wäre.

Immer wieder reizen solche Proben mit Stürmen, wo der Lebenswille sich durchsetzt und wo nach dem Spiel mit den Naturgewalten der Gang nach dem Ziele leichter wird. Der aber spricht nicht mehr ohne Vorbehalt von den hellen Tagen im April und von der nahen Mitternachtsonne, der einmal einem solchen Überfalle ausgekehrt war.

Nur zu oft sieht man nach dem Kompaß. Ein Stein, der auch, wenn er nur ein paar Meter entfernt ist, riesengroß als Felsmarke aus dem Schnee wächst, wird angepeilt, der nächste wieder, und sorgsam wird auf die Windrichtung geachtet, an der man immer eine gute oder die einzige Orientierung hat. Der Sturm blies aus Osten, gegen Osten mußte ich mich vorwärts kämpfen, schrittweise und strauchelnd, wenn ich ihm völlig preisgegeben war, an geschützteren Stellen in gehemmter Fahrt, weil man auf eine Steilstufe, eine Felswand stoßen konnte oder in Vertiefungen, wo Schneewolken Wirbel drehen und hilflos und blind machen.

Man eilt, glaubt stundenlange schwere Arbeit getan zu haben, und ist erstaunt, daß man erst vor einer halben Stunde nach der Uhr gesehen hat. Wieder ein andermal eilen die Stunden, und man wünscht den Zeiger der Uhr zurück.

Um acht Uhr hatte mich mein Felsackweg über eine Mulde geführt, die im Windichatten lag, deren steile Hänge ich aber wegen der zusammengewehten Schneemassen nicht zu überqueren wagte. Ich schnallte daher die Stier ab, nahm den Gang in unmittelbarem Abstieg in tiefen, mühsamen Spuren, die mich bis über die Hüften in den Schnee drückten. Als ich mich dem Boden des Trichters näherte und meine Stier wieder anzulegen gedachte, gab plötzlich der Schnee nach, und als ich bis zu den Knien im Wasser stand, war ich wenigstens darüber im klaren, daß hier im Sommer ein Bachlauf oder ein Wassertümpel sein müsse.

Mit Sehnsucht dachte ich an die wollenen Unterhosen und die Strümpfe, die jetzt des Larven Leib zierten, und wie er jetzt zufrieden in seiner Hütte sitzen mochte.

In der Innentafel meines Rucksacks hatte ich einen Knäuel Sennegras, das die Lappen an Stelle der Strümpfe benutzen. Ich warf daher die nassen Strümpfe von mir, postierte meine Stiefel mit dem trockenen Gras und kam so in eine gewisse Behaglichkeit, die mich so weit zur Ruhe brachte, daß ich in dem windgeklühten Winkel nach einem Unterschlupf Ausschau hielt, um das Ende des Schneesturmes abzuwarten. Aber eine Felswand sperrte die eine Seite, und von den Schneehängen der anderen wehte Treibschnee in dieses Loch, und als der eine Hang sich in Bewegung setzte, gab es kein langes Verweilen mehr für mich in dieser Falle, die Laminen gefährden konnte.

Wieder setzt man sich in Bewegung, ganz mechanisch, die Stier auf den Schultern, um den Gang in seinem Gleichgewicht nicht zu erschüttern. Hinter mir lief ein hohler Gang, den die Spur gebildet hatte.

Oben auf der Höhe gab es neuen und erbitterten Kampf mit dem Sturm und dem Schnee, der vom Himmel kam, und dem Treibschnee, der scharf wie Nadeln war und seinen wilden Tanz über dem blankgelegten steinigen Boden aufführte.

Bilder vergangener Jahre kommen und gehen, jagen durch das Gehirn, alle dicht zusammengedrängt, als ob auf einigen Blattseiten alles stünde.

Wurde da nicht von links eine Stimme vom Sturm zu mir getragen? Nein es war ein Riß im Felsblock, durch den der Wind zu dir sprach.

Und dieses kurze Pfeifen? Oh, das kenne ich seit Jahren. Stille spielt der Wind, wenn er über die Höhlung des Bambusstabes streicht.

Leuchtet es dort nicht über der Verwehung? Es ist nur ein Feuerstein, den die gepeinigten und überanstrengten Nerven des Alleingängers sehen.

Sollte man sich vielleicht doch nicht hinlegen an die Leeseite des Felsblockes dort und richtig rasten und ruhen? Aber ein Rest von Wille klammert sich an das eine Ziel, das Leben zu retten. Leben und Wille werden eins und peitschen die Nerven zur letzten Kraft an, die der Muskel bereits verjagt. Noch ist der Kurs nicht steuerlos!

Vorwärts in dem bleiernen Grau. Vorwärts, wenn auch der Sturm den Atem nimmt und die Ermüdung dir Augenlidsträume schenkt, Träume von lodendem Land, von einem Stück Heimat Erde, der Scholle, wo das Leben sich so einfach abspielte, wie es jetzt der Tod würde, wenn man seinem Loden zur Rast folgte.

Denn nichts anderes sind solche Schneestürme auf den Höhen des Nordens, wenn sie den Alleingänger überfallen, als ein Wettlauf mit dem Tode, der zähe und drohend alle deine Bewegungen überwacht.

Die abgebaute Kuh.

Von Siegfried von Begejad.

Nach langer Zeit besuchte ich wieder einmal meinen Vetter Leopold. Er ist der praktischste Mensch von der Welt, immer voll Pläne und begeistert von dem, was er gerade im Kopf hat.

Vor einem Jahr wollte er eine Käseerei einrichten. Er rechnete mir damals einen Reingewinn von dreizehntausend Mark im Jahr vor und sprach überhaupt nur noch von Käse. Mit einem Pony und zweirädrigem Wägelchen wollte er die Milch aller umliegenden Dörfer auftauchen und in Käse verwandeln.

„Kühe sind nicht nur eine Milchquelle, sondern auch eine Goldquelle“, versicherte er, „und die Düngergrube ist eine Goldgrube. Man muß es nur verstehen, den Schatz, der überall in der Natur liegt, durch den Prozeß der modernen Wirtschaft zu heben. Gras — was ist Gras? Nichts. Aber die Kuh frisst es, und produziert Milch. Milch kann man nicht aufbewahren: Milch wird sauer. Daher verwandelt man sie in Butter und Käse. Käse ist also das Endprodukt, die Krone der Schöpfung!“

Wie ich meinen Vetter nun wieder besuche und das Gespräch auf den Käse bringe, erklärt er mir melancholisch: „Nein, weißt du, mit dem Käse ging es doch nicht. Erstens geben die Bauern keine Milch her: sie füttern lieber die Schweine damit, und zweitens essen die Menschen viel zu wenig Käse. Als ich endlich zweihundert Viertelfundstücke beisammen hatte, wollte sie mir niemand abkaufen. Ich verwahrte sie zuerst auf dem Dachboden. Aber es war Zuck. Die Köchin kündigte uns, und Tante Melanie bekam einen Ohnmachtsanfall. Dann brachte ich sie, das heißt die Käsestücke, in den Keller. Aber auch das ging nicht auf die Dauer. Die Leute, die an unserem Hause vorüberkamen, muntelten von einem Verbrechen. Der Gendarm witterte einen Mord und stieg in den Keller. Als der rundliche, rotbackige Mann wieder heraufkam, war er sehr blaß. Seitdem macht er immer einen weiten Bogen, wenn er an unserem Haus vorbeikommt. Schließlich packte ich den Käse in eine Kiste, und fuhr damit in die Stadt. Das Abteil war vollbesetzt. Nach fünf Minuten saß ich allein. Ich öffnete alle Fenster, aber es half nichts. Auf der nächsten Station stieg ich heimlich aus. Der Käse fuhr allein weiter.“

„Das Endprodukt? Die Krone der Schöpfung?“
„Ja, weißt du, man ist nicht immer Herr seiner Schöpfung... Du wirst begreifen, daß ich jetzt keinen Käse essen kann. Und wozu soll ich ihn dann noch machen? Und überhaupt: Die Landwirtschaft rentiert sich nicht mehr. Ich habe uniere beiden Kühe abgebaut, und die Wiesen und den Acker verpachtet.“

„Und was zahlt dir der Pächter?“ erkundigte ich mich vorsichtig.

„Zahlt? Oh, das habe ich alles viel, viel schlauer eingerichtet. Der Pächter ist ein grundständiger, fabelhaft fleißiger Mann: er übernimmt die ganze Arbeit — er düngt, er mäht, er adert, er sät seine eigene Saat, — und ich brauche ihm dafür nicht einen Pfennig zu geben! Ist das nicht großartig? Denk dir, was uns früher die Magd kostete: sie aß mehr als wir alle zusammen! Und dazu den Lohn! Die Gewänder! Das Schuhwerk! Und die Geschenke zu Weihnachten! Es war ein Vermögen im Jahr. Und der Pächter tut alles, alles umsonst. Und obendrein gibt er uns noch einen Liter Milch, wenn er etwas übrig hat...“

„Und wenn er keine hat?“
„Dann kaufen wir sie uns beim nächsten Bauer. Das ist immer noch sehr viel billiger, als selbst Milch zu produzieren. Und denk' dir: der Pächter ist so anständig, daß er nur alles Heu und Korn für sich beansprucht, und wir dürfen all unser Obst selbst behalten! Er hat die ganze schwere Feldarbeit — und wir brauchen nur die Früchte von den Bäumen zu pflücken. Ist das nicht großartig? Ich habe nicht gewußt, daß es überhaupt noch so anständige Menschen auf der Welt gibt...“

„Und was treibst du jetzt?“
Die Augen meines Veters strahlen verklärt. Er nimmt mich am Arm und zieht mich begeistert in den früheren Stall. Hier deutet er auf einen dunklen Haufen, wo früher die Kühe standen, und flüstert geheimnisvoll: „Dort auf dem Dünger habe ich eine Champignon-Plantage angelegt — das ist das Praktischste, was es überhaupt gibt. Champignons wachsen ganz von selbst, man braucht sie weder zu füttern, noch zu melken, sondern nur zu schneiden und aufzuessen. Ich habe ausgerechnet, daß wir von diesem Düngerhaufen das ganze Jahr leben und außerdem noch einniges Rentner verkaufen können. Weißt du: die Kuh ist ein Umweg im Produktionsprozeß der Natur. Der kürzeste Entwicklungsangang vom Dünger zum Kuh- und Kuhwert ist dagegen der Champignon. Weißt du, Champignons...“

„Ich weiß, ich weiß“, wehrte ich ab, „sind das Endprodukt, die Krone der Schöpfung!“



Von der richtigen Einstellung zur Ehe.

Von Helga Hennig.

Das Beste ist, man heiratet nicht. Wenn man es aber nicht lassen kann, sollte man auch bestrebt sein, so wenig als möglich zur Vermehrung der unglücklichen Ehen beizutragen. Woher kommt es, daß so viele Menschen unglücklich verheiratet sind? Die falsche Erziehung der Frau und ihre dadurch bedingte unrichtige Einstellung zur Ehe ist die Ursache.

Von Jugend auf wird dem jungen Mädchen die Ehe als das erstrebenswerte Ziel gewiesen. Heirat um jeden Preis, selbst mit einem ungeliebten Mann, nur heiraten. Ob die Tochter später den übernommenen Pflichten gewachsen, kümmert die Mutter nicht. Da kann der Mann ja dann leben, wie er mit seiner Frau fertig wird. Nur daß das Mädchen erst mal „verlorat“ ist. Um diesen Zweck zu erreichen, werden die heiratsfähigen Mädchen in einem Mann eine Rolle vorzuspielen, die fernerhin durchzuführen sie weder imstande sind, noch die Absicht haben.

Es gibt auch Mütter, die ihren Töchtern die Ehe als den Himmel auf Erden schildern. Wenn du erst verheiratet bist — dann — und nun kommen die lodenden Reize — Kleider — Gesellschaft — Theater — Konzerte — Auto — Reisen. Für all das, was der Eltern Liebe und Fleiß nicht schaffen konnten, soll nun der Mann aufkommen.

Anders die Söhne! Sie leben in der Ehe eine staatliche Einrichtung menschenergendend und erhaltend. Eine liebe Frau, gesunde Kinder, ein gemütliches Heim, darüber hinaus reichen Ehrgeiz und Wünsche des heiratenden Mannes nicht. Er bietet seinerseits dafür die materielle Grundlage, erfüllt die Aufgabe, seinen Angehörigen angenehme Lebensbedingungen zu sichern und trägt die Verantwortung für ihr Wohlergehen.

So weit geht alles gut. Nun aber kommt die Frau mit ihren Ansprüchen und der krankhaften Sucht, ihre Fähigkeiten immer auf anderen Gebieten zu entdecken als auf dem, wo ihre Pflichten liegen. Statt Mann, Kinder, Haushalt zu betreiben, sucht sie außerhalb ihres Wirkungsbereiches Betätigung.

Es gibt da den mondänen Typ — die elegante Frau, den hofischen der unbefriedigten und den intellektuellen der geistigen Frau — für sie alle wäre es besser, nicht zu heiraten. Die elegante Frau kann ledig aller Fesseln ungehemmt ihren Neigungen leben, die unbefriedigte Frau findet im eigenen Mann unter keinen Umständen das Erträumte und die intellektuelle Frau wird ewig glauben, daß ihr Genie verkümmere. Keine wird Genüge in der Ehe finden — warum also heiraten, einem Mann das Dasein vergrämen, Kinder in dem unheilvollen Dunstkreis einer unfröhlichen Ehe großziehen und sich selbst unglücklich machen.

Natürlich gibt es auch Fälle, in denen alle Vorbedingungen zu einer glücklichen Ehe erfüllt zu sein scheinen, es sich aber nachher doch herausstellt, daß man sich in der Beurteilung des andern getäuscht hat. Ein Irrtum, für den man nicht den andern verantwortlich machen darf, sondern der eigenen Menschenkenntnis zuschreiben muß. Da heißt es dann eben — durch, nicht zurück oder seitwärts, — durch!

Ehe ist Gemeinschaft! Man schafft gemeinsam in stetem Wechsel des Miteinanderlebens. Wer heiratet, muß sich bewußt sein, daß es nicht darauf ankommt, glücklich zu werden, sondern einzig und allein darauf, glücklich zu machen. Wer sich selbst aufgibt, nicht an sich denkt, nur für den andern lebt, nur dem wird es gelingen, das Ziel zu erreichen: die glückliche Ehe.

Die Wahl des Eßtisches.

Wenn man eine Gesellschaft gibt, so darf man die Wahl des richtigen Tisches, an dem man speist, nicht vernachlässigen. Es gibt Tische, von denen bereits eine Stimmung steifer Ungemütlichkeit ausgeht, und andere, an denen die Gäste, wie durch ein unsichtbares Band zu einer harmonischen Einheit zusammengeschlossen werden. Der lange rechteckige Tisch, der „ausgezogen“ wird, spielt bei großen Gesellschaften eine recht trübselige Rolle, denn er erweist sich als ein Notbehelf, bei dem sich niemand wohlfühlt. Der viereckige Tisch ist selten; er hat etwas Primitives, ja Bäuerliches, und man findet ihn

hauptsächlich in Landhäusern oder in Wohnungen, in denen er wegen ihrer Enge bevorzugt wird, weil man ihn leicht gegen die Wand rücken kann. Der ovale Tisch erinnert an die feine Gesellschaft des 18. Jahrhunderts; er gilt aber heute für etwas veraltet, und noch mehr ist dies der Fall bei dem Biedermeiertisch, dessen viele verschörkelte Beine für die daran Sitzenden eine wahre Qual bedeuten. Wo man auch sich niederlassen mag, kommt man in unangenehme Berührung mit einem Tischbein, und wird man selbst verhöhnt, so hat man das peinliche Gefühl, daß der Nachbar sich mit einem solchen „unterirdischen“ Bösewicht herumschlägt. Der ideale Eßtisch für Gesellschaften ist und bleibt der runde Tisch, jenes sagenhafte Möbel, an dem bereits die Helden der „Tafelrunde“ von König Artus sich vereinigten. Nur diese Tischform ermöglicht eine wirklich intime Unterhaltung, gestattet dem Wirt oder der Wirtin, allen Gästen die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ein Vorteil ist auch, daß der runde Tisch nur ein Bein in der Mitte hat, dessen ausladende Boluten auch als Fußstüben benutzt werden können. Freilich ist dieser runde Tisch nur bei kleineren Gesellschaften verwendbar, oder bei einer größeren Zahl Gäste muß man an kleinen Tischen speisen, die dann auch rund sein können. Ein geistvoller Franzose hat gesagt, daß keine angeregte Tischgesellschaft mehr als 12 und weniger als 4 Personen umfassen darf, und er verrät uns auch, worüber die Gäste je nach ihrer Zahl am besten sich unterhalten sollen. 12 Personen sollen von historischen und politischen Dingen sprechen, meint er, 10 können sich mit Philosophie und sozialen Dingen beschäftigen, 8 erzählen sich am besten von ihren Reisen und persönlichen Abenteuern, 6 sollten über Bücher, Träume und Wunder plaudern, und 4 eignen sich für religiöse Gespräche und intime Bekenntnisse. Wenn man aber zu zweien bei Tisch sitzt, dann gibt es nur ein passendes Gesprächsthema: die Liebe.

Silvestergerichte.

Seringssalat. Seringssalat dürfte zu Silvester nicht fehlen, schon darum nicht, weil er, am letzten Tage des Jahres gegessen, zur Folge hat, daß man im folgenden Jahre immer Geld hat. . . Er schmeckt aber auch sehr gut, vor allem nach folgendem Rezept bereitet. An Zutaten sind erforderlich: 2 Seringen, 4 abgekochte Kartoffeln, 4 Äpfel, einige weichgekochte Möhren, Petersilienwurzel, Sellerie, eine saure Gurke. Die Äpfel, Kartoffeln und die Gurke werden abgeschält, dann alle Zutaten in nicht zu große, schmale, längliche Streifen geschnitten. Nun bereitet man eine Mayonnaise (ohne Öl), quirlt sie mit einem Ei ab und schmeckt mit Essig, Zucker, Salz und Pfeffer ab. Sie muß dicklich sein. Jetzt tut man die Sauce über die kleingeschnittenen Sachen und mischt alles gut durcheinander, läßt es eine längere Zeit stehen und schmeckt noch einmal ab. Zum Schluß streut man noch etwas feingehackte Petersilie darüber.

Silvesterpfannkuchen. Pfannkuchen oder Krapsen dürfen zum Punsch nicht fehlen. Sehr gut geraten sie nach folgendem Rezept bereitet. Ein Pfund Mehl, 50 Gramm Butter, 50 Gramm Zucker, Geschmack und Salz, 10 Gramm Hefe werden zu einem Teig verarbeitet, wobei man soviel Milch hinzufügt, daß ein nicht zu dünner Teig entsteht. Wenn er gut aufgegangen ist, formt man die Pfannkuchen, am einfachsten indem man ein passendes Stück Teig auf die linke Handfläche legt, darauf die Füllung, den Teig darüber schließt und ihn rund formt. Die beste Füllung ist Aprikosenmarmelade. Dann werden sie in Fett abgebacken.

Ratschläge und Winke.

Um Kristallgläser recht blank und glänzend zu bekommen, setzt man dem Spülwasser etwas Salz und Essig hinzu. Man trocknet mit einem nicht fasernden Tuche und reibt mit einem wollenen Lappen nach. Glasgläser, die nicht heiß gespült werden dürfen, bewahrt man vor dem Springen, indem man sie niemals einfach gleich ins Spülwasser tut, sondern sie erst auf ein mehrmals gefaltetes, nasses Tuch stellt. Man gießt dann vorsichtig lauwarmes und allmählich heißes Wasser zu. Erst wenn die Schale, das Glas oder dergl. angewärmt sind, bringt man sie vollends ins Wasser.